

# Der fette Donnerstag im Walliser Bergdorf

Autor(en): **Im Esch, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004700>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(„Sedas“ bedeutet ausser der Zahl 16 auch den Allerwertesten, den ja jeder hat, daher: „marchéll tüc“.)

Wenn sich der Nachmittag dem Abend zuneigt, so wird das Spiel abgeschlossen, und man zählt seinen Gewinn. Bis zu drei oder vier Franken kann man gewinnen oder verlieren, wenn der Einsatz ein Rappen ist. Er kann aber auch fünf sein, dann sind die Umsätze natürlich entsprechend höher.

Nach dem Essen geht das Spiel bei irgend jemandem im Hause weiter. Da beteiligen sich dann auch die Männer, und man spielt oft bis in die Nacht hinein. Dazu wurde auf dem Kamin ein herrlich starker und süsser Kaffee gekocht, als er noch billig und nicht rationiert war. Heute muss man es ohne ihn machen.

Vor dem Nachhausegehen wird der Gastgeberin eine Entschädigung für das Licht entrichtet. Für jede „tumbula“, die man machte, muss man einen Rappen im Haus lassen, „per la luce“, also für den Stromverbrauch, bzw. früher für das Petrol.

### **Der fette Donnerstag im Walliser Bergdorf.**

Von Ludwig Im Esch, Sitten.

In den Walliser Bergdörfern und Seitentälern ist der fette Donnerstag der Auftakt zur Fastnacht. Nicht etwa, dass vorher nicht auch schon getanzt worden wäre, aber das eigentliche Fastnachtstreiben fängt erst mit diesem Tage an.

Die Umzüge der bunt und grotesk bekleideten Masken zeigen sich am fetten Donnerstag zum erstenmal bei Tage. Vorher zogen die „Füdini“ oder „Maschini“ nur in dunklen Nächten herum. Viele dieser selbstgeschnitzten Masken — wie die „Tschäggeten“ im Lötschentale — vererben sich durch Generationen auf die Nachkommen und werden von diesen fast ebenso sorgfältig gehütet wie die Bilder der Ahnen oder ein anderes teures Andenken. Mit angehängten Kuhschellen vollführen die „Füdini“ am fetten Donnerstag einen richtigen Heidenlärm. Sie ziehen von Weiler zu Weiler, oft gar in die Nachbardörfer und durch halbe Taltschaften. Die Trupps der verschiedenen Dörfer vereinigen sich zu einer grossen, bunten, lärmenden Schar, die von den Kindern bestaunt und gefürchtet wird.

Am Abend versammeln sie sich dann in der weiträumigen Gemeindestube. Klarinett, Handorgel und Hackbrett spielen zum Tanze auf. Bald finden sich die Paare im Takte der Ländler, Polka und Schottisch. In den Pausen wird dem herben Landwein

(Gwäss und Lafnetscha) und — wo's nobler zugeht — dem feurigen Fendant zugesprochen. Nicht selten ist der Ausklang einer solchen tanzerfüllten, weinreichen Nacht eine Prügelei. Und fast immer sind Liebe und Eifersucht die Ursachen, die das heisse Blut zum Wallen bringen und die derben Fäuste auf die erhitzten Köpfe schlagen lassen.

In den Walliserdörfern — wie übrigens auch anderswo — existiert nebst dem üblichen Fastnachtsumzug noch ein uralter Brauch: Das Hafenstehlen.

In der Fastnachtszeit sparen auch die Bergler nicht an verschwenderischen Fleischmahlzeiten. Gewöhnlich ist dann auch die Zeit der zweiten Metzgete. Gesottenes und Gebratenes fehlt dann auf keinem Tisch. Ersteres wird in Kesseln, Töpfen oder Häfen zubereitet und bildet nebst der kräftigen Fleischbrühe den Hauptbestand der Mahlzeiten in der Fastnacht wie auch an den Sonn- und Feiertagen des Jahres.

Während der langen Fastenzeit hingegen wird jedoch noch heute in den Dörfern des Wallis das Fastengebot grösstenteils peinlich genau eingehalten. Der Ostersonntag sieht dann nach vierzig fleischlosen Tagen zum erstenmal wieder Speck, Wurst und Fleisch auf dem Tisch.

Und nun zurück zum erwähnten Fastnachtsbrauch — dem Hafenstehlen! Am fetten Donnerstag wird versucht, die Fleischhäfen zu entwenden und zu verstecken. Die Frauen bewachen zwar an diesem Tage die Küche und besonders den Fleischhafen wie ein Henkersknecht einen zum Tode Verurteilten, für den er mit seinem Kopf haftet. Trotzdem gelingt es den Burschen oft, unbemerkt in die Küche zu schlüpfen, den Topf oder Hafen abzuheben und in irgendein Versteck zu tragen.

Es sind immer einige Burschen miteinander verabredet. Während der eine die Köchin abzulenken versucht, umschleichen die andern die Küche. Kaum merkt die betreffende Küchengehaltige, dass sie gefoppt wurde, weiss sie auch, um was es geht. Aber es ist dann meistens schon zu spät! Der Hafen ist verschwunden. Gewöhnlich wird dieser bald wieder aufgefunden, da er nur im Hause oder in der Küche selbst versteckt wurde. Doch, es ist auch schon vorgekommen, dass die Eigentümer den Hafen erst viel später oder überhaupt nicht mehr zurückerhielten.

Vor wenigen Jahren fand in einem Oberwalliserdorf ein Mann beim Ausgraben einer Hofstatt einen alten Topf aus Bronze. Das Gefäss enthielt mehrere faustgrosse, formlose Klumpen von undefinierbarer Substanz. Der Mann glaubte, einen wertvollen Fund aus grauer Vorzeit getan zu haben. Bald war das halbe Dorf alarmiert. Es wäre sogar bald das Museum auf Valeria be-

nachrichtigt worden, wenn nicht ein älterer Mann den Topf zu sehen gewünscht hätte. Als dieser ihm gezeigt wurde und auch der Ort, wo er gefunden worden war, lachte er laut heraus. Dann erzählte er den erstaunten Dörflern, das sei ein Fleischtopf, den er mit einigen Kameraden vor mehr als vierzig Jahren am fetten Donnerstag entwendet und versteckt habe. Sie hätten ihn in den Hof gestellt und vergessen, zurück zu bringen. Bald nachher sei in diesem Hof eine Mauer eingestürzt und habe den Topf unter sich begraben. Da dieser beinahe luftdicht abschloss, blieb das Fleisch in den vielen Jahren in seiner Form bestehen.

Einmal soll es vorgekommen sein, dass die Burschen eines Dorfes beinahe sämtliche Fleischhäfen erwischten. Kreischend und keifend liefen die Frauen dorfein, dorfaus. Nirgends war die Spur auch nur eines Topfes zu sehen! Auf einmal schrie eine gellend auf. Sie hatte die schmerzlich Gesuchten entdeckt! Am Dachkennel eines hohen Hauses hingen sämtliche mehr oder weniger verrussten Fleischhäfen. Mit Hilfe einer langen Leiter konnten sie heruntergeholt werden. Die Burschen blieben an dem Tage wohlweislich der Mittagsmahlzeit ferne.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert soll folgendes lustige Stücklein passiert sein.

Die Pfarrköchin eines Taldorfes hatte schon immer geprahlt, ihr habe man noch nie den Hafen entführen können. Da hatten sich ein paar junge Burschen geschworen, sie müsse für diese vorlaute Prahlerei bestraft werden. Damit ihr Plan reibungslos ausgeführt werden könne, zogen sie den Kirchenvogt ins Vertrauen. Der war mit der Sache einverstanden und ging am fetten Donnerstag, sobald er den Pfarrer das Haus verlassen sah, mit einer glaubwürdigen Ausrede dorthin. Während die Köchin ihm unter der Haustüre Auskunft erteilte, schlichen sich zwei Burschen durch die Hintertüre in die Küche und kamen fast sofort mit dem berühmten Hafen heraus. Die Pfarrhaushälterin soll das ganze Dorf zusammengetrommelt haben, den sorgsam gehüteten Topf zu suchen. Aber alle Mühe war vergebens! Sie musste nach stundenlangem, verzweifeltem Herumspringen dem Pfarrer melden, dass der Hafen spurlos verschwunden sei. Der hochwürdige Herr soll sich mit Humor in das Unabänderliche gefügt haben. Als er aber am Ostersonntag zum erstenmal wieder die Kanzel bestieg — früher wurde in der Fastenzeit nicht von der Kanzel aus gepredigt — glaubte er ein Gespenst zu erblicken. Unter dem Kniebänklein auf der Kanzel thronte in breiter Gemächlichkeit sein vermisster Fleischtopf! Das Wiedersehen zwischen dem Topf und der Köchin soll herzergreifend gewesen sein. Der Inhalt war jedoch nicht mehr zu gebrauchen!

Es kann auch vorkommen, dass bei diesen Hafentführungen der Dieb selber der Gefoppte ist, wenn er z. B. einen Topf erwischt und versteckt, in welchem für die Schweine gekocht wird. In diesen Fällen braucht er für den Spott nicht zu sorgen.

Man mag über diesen und ähnliche Bräuche denken und reden wie man will. Wer aber Gelegenheit hat, den begeisterten Erzählungen der Alten zu lauschen, wenn sie in Erinnerungen wühlen, oder wer sogar eine solche Hatz selber mitgemacht hat, fühlt die Poesie und Dramatik, die in diesen Bräuchen stecken.

### Ein Musterungsverfahren auf reifenden Äpfeln in Westfalen.

Von Georg Höltker, Freiburg i. Ü.

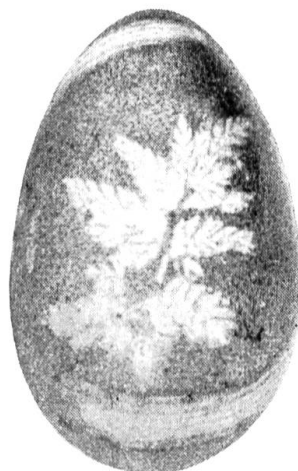
Vor drei oder vier Jahrzehnten konnte ich im nördlichen Westfalen (Deutschland), speziell in der Umgebung der Stadt Rheine, ein merkwürdiges „Reservefärbverfahren“ an reifenden Äpfeln beobachten. Wenn im Hochsommer die Äpfel schon ziemlich ausgewachsen waren und anfangen zu reifen, schnitten sich die Kinder aus dünnem Papier allerlei Figuren zurecht (Buchstaben, Kreuze, Herzen u. ä. Zeichen). Diese Papierfiguren klebten sie mit einem guten Klebstoff auf besonders schöne und dicke

### Ostereier.



Tschechoslovakei, Prag.

Die Färbung geschah durch Abdecken einzelner Teile mit Wachsreserven.  
(Museum für Völkerkunde, Basel. VI, 10600)



Schweiz, Aarau.

Ein durch Aufbinden von Farn und einem Papierstreifen mit Reserven versehenes Ei. Bräunlich, wurde also wohl mit Zwiebelwasser gefärbt.  
Jahreszahl 1839.

(Museum für Völkerkunde, Basel. VI, 10772)